

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Selig sind die Armen . . .

Skizze von Julius Zersfah.

Eher wird ein Kamel durch ein Nadelöhr gehen, denn ein Reicher in den Himmel kommen . . .

„Ein herrliches Gleichnis!“ bozierte der Professor der Theologie Philipp Wilhelm Lukas, indem er eine Parabel über seine lahlen Zimmerwände vornahm. „Welch eine Tiefe des dichterischen Ausdrucks, Welch eine Sprache der Weisheit!“ Und er fuhr fort, Gleichnis um Gleichnis der Evangelisten laut vorzutragen, so, als befände er sich im Vortragsaal. Wie eine Blüte betrachtete er jedes Wort, wie einen Leuchter stellte er jeden Satz vor sich und eben wollte er sich wieder an seine Arbeit „Ueber die dichterische Schönheit der Gleichnisse Jesu“ begeben, als es draußen klingelte.

In seinen verschlappten Hausschuhen begab sich der leichtgebaute Herr in den Korridor und dachte unterwegs einen Moment daran, daß er von seinem Verlage ja noch das Resthonorar für das letzte Werk über „Jesus oder Klebsche“ zu erhalten habe. Als er aber die Türe öffnete, war es nicht der Gelbbriefträger, sondern ein alter Bettler, der stammelnd um eine Milidätigkeit bat.

Wenn auch im ganzen Hause von Beuten, die sich nicht um die Schönheit und Tiefe biblischer Gleichnisse, sondern um leichten und großen Gewinnst mühten, lästigten Armen die Türe vor der Nase zugeschlagen wurde, bei Professor Lukas war nie ein Bettler mit leeren Händen abgewiesen worden. Selbst nicht in der Zeit, als noch ein Diensthote zur Abfertigung beauftragt war. Das wußte man innerhalb der Kunst dieser Armen, und darum hingen sie mit einer Treue an der Familie Lukas, die in den jüngsten Zeiten schwer und schwerer zu tragen war.

Der Bettler sah wohl die Verwirrung und Enttäuschung des sorgenvolleren Mannes, aber solche Menschen sind an die plötzlich ausgelassenen Mienspiele gewöhnt. Wissen sie doch, daß man statt ihrer stets jemand anderes erwartet. Freilich sind manche auch froh, daß es nur ein Bettler und nicht gar ein Gläubiger oder Mahner ist. Schließlich sind Bettler nur Mahner des Herzens.

Der sehr verschliffene Pilger der Not vermerkte es auch nicht sonderlich, daß Professor Lukas einige hilflose und zerstreute Worte über die Lippen stolpern ließ; ihm genügte, daß die Tür offen geblieben und das hagere Männlein in eines der Zimmer verschwunden war.

Ja, wirklich, Professor Lukas hatte sich in die Küche zurückgezogen, in der er nun schnell sein Gedächtnis durchhafterte. Da fiel ihm ein, daß seine Frau ihm vor dem Weggange am Nachmittag gesagt hatte, sie nehme das letzte Geld mit — es waren 1½ Mark mit dem, was er in seinen Taschen noch dazu zusammengesucht hatte. Dafür wolle sie einiges Eßbare einkaufen, einiges, da am anderen Tage doch ein Weniges an Geld einkaufen müsse. Und sie müsse heute etwas anderes als Kartoffeln haben und ohne warme Stube könne sie heute nicht sein. Ja, so war es. Aber Schränke und Kästen in der Küche waren auch leer. Nichts war da als ein Stück Brot. Der Professor atmte auf in seiner Glückseligkeit, einen Hungrigen nicht verblüht von seiner Türe wissen zu müssen und gab dem Manne ein großes Stück von dem Brote.

Der Bettler nahm es, wie man eben ein Brot nimmt; freilich, ein Stück Geld wäre ihm wohl lieber gewesen. Denn der Mensch lebt doch nicht von Brot allein . . .

Professor Lukas beabsichtigte in seine dürftige, kalte Studierstube zurück und wollte alsbald wieder unter seinen Gleichnissen. „Wahrlich, so ihr Glauben habt als ein Senftorn, so müget ihr sagen zu diesem Berge: Hebe dich von hinnen dorthin! So wird er sich heben und nichts wird unmöglich sein.“

Mit was in der Weltliteratur ließ sich dieser Reichtum der Sprache, die Bilderpracht dieser Offenbarungen vergleichen! Er reichte auf dem Papier Gedankenlicht an Gedankenlicht. Eine kurze Unterbrechung lana streifte sein Bild die Läden in den Bücherregalen. Buch um Buch war zum Antiquar gewandert, aus geistigem Brot leibliches zu machen. Die Reden Ciceros, die einst Rom in Spannung

hielten, hatten, in Papiermarkt umgeseht, zur Deckung der dringlichsten Bedürfnisse nur einen kurzen Atem. Shakespeare, eine Seltenheitsausgabe, hatte ihm weniger eingebracht, als sich seine Schulweisheit träumen ließ, und eine der ersten Schiller-Ausgaben war unter die Räuber geraten, die sich an der Not des untergehenden Geistesabends bereicherten.

Vor ihm lag ein Exemplar der Dürer-Bibel, Erbstück der alten Pfarrersfamilie, der er entsprossen. Sie war unter Schiebern eine Summe wert, die er nach heutigen Begriffen nur mit Hilfe des astronomischen Multiplikators ausrechnen konnte. Aber diese Bibel war ihm nicht feil. Sie war der einzige Besitz, an dem sein Herz noch hing, nachdem alles andere wertvolle: Bilder, Möbel, Bücher, das wenige an Schmuck in papierne Vögel umgemünzt, seinem Käfig entflohen war.

Was jetzt noch da war, ließ sich nur en masse abschätzen. Er hörte schon die Stimme des Schächerers: Nichts Besonderes! Nichts Originelles! Keine Käufer für solche Sachen! Antiquitäten sind gesucht, Antiquitäten! Da werden Preise bezahlt. Die neue Aristokratie des Geldes braucht die Ausstattung der alten und zahlt dafür jeden Preis. Jedem! So eine Wohnung muß ein Museum sein. Sie kauft alles mit den Ahnenbildern und den Rüstungen. Alles, was Wert hat. Kunstwert oder Metallwert . . . Schieber?! Dumme wern se sein. Der Weg zum Reichtum geht durch kein Nadelöhr und den Himmel schenken sie den Armen im Geiste.

Professor Lukas war schon im Begriffe, den Händler, wie weiland Jesus die Wechler zum Tempel, hinauszumweisen, als er noch rechtzeitig merkte, daß er, wie öfter in letzter Zeit, seinem versammelten Gedankenparlament eine Rede gehalten hatte. Auf einmal klingelte es, und als er nachsah, war es wieder ein Bettler, dem er unter entschuldigenden Verbeugungen das kleine Restchen Brot gab.

Nach einer halben Stunde betrat seine Frau das Zimmer; sie hatte für das Geld ein Abendbrot und einen Eimer Kohlen eingekauft.

„So, nun wollen wir uns endlich wieder einmal ein warmes Zimmer machen und ein Mahl auftragen, das wie ein ganz selbes, weit herkommendes Echo besserer Zeiten klingt. Ich habe einen Bäckling gekauft, ein Stückchen Weichkäse, dazu als Delikatesse — weil heute unser Hochzeitstag ist — ein Stückchen Schinken und eine Flasche Bier. Der selige Herr Konsistorialrat Lukas, Hofprediger a. D., kann heute abend mit einem vergehenden Lächeln auf die Entwicklungslinie seiner Theologengeneration herab- und unsere Armut übersehen.“

„Ja, ja,“ und da umarmte, verjüngten Glüdes voll, der Professor Lukas seine Gattin. „Du bist herrlich in deinem Leichtsinne. Und hast an unseren Hochzeitstag gedacht, den ich natürlich vergessen habe. Wenn wirklich einer unserer Ahnen uns heute in unserem Festsaale sieht und unerwartet die Auswanderung wertvollen Familiengutes in den neuen Kontinent der Schieber entdecken sollte, so werden wir ihm sagen: „Die Läden in unserer Bibliothek haben wir mit unserem imperialen Geist ausgefüllt, und an den Plätzen, wo die vererbten Bilder und Truhen waren, sind die Bilder und Truhen unserer Erinnerung, die ein tausendjähriges Reich überdauern.“

So verstanden sich die beiden Alten, deren Seelen an nichts hingen, das die Motien und der Rost fressen.

Die Frau Professor helzte den Ofen ein und begab sich alsdann in die Küche, um das Jubiläumshochzeitsmahl herzurichten. Nach einer Weile kam sie herein und sagte: „Wilhelm, wie hungrig müßt du gewesen sein, daß du das trockene Brot gegessen hast.“ Sie jammerte ob dieser Entdeckung, einestells aus Mitleid, anderntells — und das war der größere Teil — weil sie das Brot nicht gekauft hatte in der Berechnung, daß ja noch eines da sei. Ansonsten hätte ja das Geld nicht mehr zu dem Bier gereicht.

Professor Lukas war es, als seien seine sämtlichen Bücherregale über ihm zusammengebrochen. Er überlegte nur, ob er nun lügen oder die Wahrheit sagen solle. Er hatte keinen eiltten Sinn und es widerstrebte ihm, über eine selbstverständliche gute Tat zu reden.

Aber da er nicht nur seines, sondern auch seiner Gattin Brot ver-
schenkt hatte, war er wohl Nechenschaft schuldig und er gestand.

Darauf schwiegen sie beide und sahen aneinander vorbei. Es
war etwas so neuartiger Natur geschehen, daß sie sich erst fassen
mußten. Darüber hatte man sich noch nicht ausgesprochen, ob man
einem Bettler in eigener Bitterarmut das letzte Stück Brot geben
dürfe. Denn bislang war keiner, der hungerte, von der Türschwelle
geschickt worden. Also würgten sie diesen plötzlichen Eingriff in
ihre Weltordnung hinunter ohne Wort und aßen ihr feierlich vor-
ausempfundenes Abendbrot erstmals mit einem durch Notfüge ent-
stehenen Brot, das ihnen mit vieldeutigem Blick die Köchin im ersten
Stoß gegeben. Dort wohnte nämlich ein junger Großhändler, der
vor nicht langer Zeit auf dem Lande Lebensmittel gegen Heiligen-
bilder oder Andachtsbücher eingetauscht hatte. So, mit dem Pfunde
wuchernd, war er zum Jeniner, zum Waggon und zu den noch größe-
ren Maßn gelangt, und er hatte sich ein Gleichnis auf eigene Art
gedeutet. Aus den Letzten einer war er einer der Ersten geworden.
Demgemäß hatte er auch seine Umgebung gewechselt: Seine Möbel
waren einst im Besitze eines zu den Letzten gerückten Gelehrten
gewesen.

Nach dem Essen blätterte das Ehepaar Lukas in der Haus-
religie, der Diller-Bibel, und es dachte lange über die Schönheit des
Gleichnisses nach:

„Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen; sie arbeiten
nicht, auch spinnen sie nicht.“ Als sie aber an den Saß kamen:
„Was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden
wir uns kleiden?“ So dachten sie. Sie kamen über eine kleine Ver-
legenheit hinweg, indem sie den Rest des Bieres auf ihre alte Liebe
tranken.

In diesem Moment trahnte unter ihnen ein Grammophon:

Du brauchst mir ja nicht treu zu sein!
Nur dann und wann mir frei zu sein.
Wenn du nur einmal bei mir bist,
Was geht's mich an, wenn du nach mir 'ne andre küßt . . .

Das hatte man zur Zeit der romantischen Jugendliebe von
Professor Lukas noch nicht gekannt. Wo hatten sie denn eigentlich
die ganze Zeit gelebt?

Der Ameisenkirchhof im Schnee.

Von Alwin Rath.

An die über einem schrägen Verandendach aufragende Außen-
wand meines Wohnzimmers im zweiten Stock, an die die gewürzige
Nadelstift des Kiefernfortes draußen heranwittert, klopf es. Es
klopft energisch! Mehrere Male hintereinander. Mehrere Male! Erstaunt
sehe ich meine Gäste an. Sie mich. Alle stumm. Ich überlege. —

Ich hab's. Vorsichtig lautslos wie ein nachtsichlicher Eim-
brecher klinge ich die Tür auf — dann die zum Wintergarten: und
dann flattert es grün von der Wand fort. Zum Forst. Drüben
quadt es hinter der Kiefer hervor. Ein Schnabel, ein grünes Blühen.
Fürwihl! Der Grünsprecht?

Hinter dem Jaun stapfe ich abends — jeder Psofen hat die-
wüftig eine respektable Hermelinmütze würdig emporgesteift —
stapfe elner Fuchsfährte nach durch den makellos reinen blau-
dämmrig überhauchten Schnee zwischen das Säulengewimmel des
Kiefernwaldes.

Da sehe ich dicht hinterm Jaun unterm Dorngestachel eines
boshaft noch unterm weißen Schnee herumspießenden Azien-
himmels erstaunt ein paar große, schwarze Löcher, als luge der Tod
jäh unterm Schnee heraus aus eisigen Erdtiefen, mich andüstem.
Dort ungesähr, wo die Ameisenhaufen im grünfrohen, sommer-
seligen Sommer die Nadelkuppeln ihrer geheimnisvollen Wald-
schlöffer aufragen stehen.

Neugierig knie ich mich nieder. Sollte sich hier zehn Schritt
von meinen Wänden ein Marder oder sonst so ein Raubblest ein-
quartiert haben — — ?

Aber diese feinverwischten krallendünnen Fährten davor? Un-
möglich! Ich überlege . . . Neuge hinein. In die dunklen, schräg
von Tag hinabfinsternen Stollen.

Wie tief mögen sie sein?

Mit der Möglichkeit rechnend, in die Pfote gebissen zu werden,
stecke ich meine dickbezelte Hand hinein, vorsichtig.

Tief und tiefer.

Kein Grund.

Aber da — huscht's — grün wird mir vor den Augen! Rauscht
plötzlich stüßelstarrig mir etwas Großes, Grünlichfinstres ins Ge-
sicht. Aus dem Stollen nebenan. Schlägt mir mit anstößigen
Fittchen in die entseht auffahrenden Augen. Erschrocken fahre ich
zurück. Und durch die atemhaltende totenstille Schneedämmerung
des Winterabends rast es mit jäh raselndem Schwingengeklapper
davon.

Jeder Schreckton ist dem hastenden Flüchtling vor Todesentsehn
in der Kehle erspäht. Jetzt aber hör ich's fern aus der fröstlichen
Schneestille erschrocken gellen: „Kig! — Kig! — Kig! Kig! Kig!
Kig! — Kig! Kig! —“

Also mein Grünsprecht! Der hier sein Jagdrevier hat hinter
meinem Jaun in den Kiefern. Ist der zu einem Erdhöhlenbewohner
geworden? — —

Bei glänzender Sonne sehe ich anderntags etwas feilab des
Jaunweges einen dunklen Fleck immerzu im Schnee nicken. Schwarz
hingedügt. Ah, ja, da ist er wieder, mein Erschrecker und Er-
schrockener vom Abend vorher. Schimmert wie das Grün des Früh-
lings, der noch so fern. Und pickt immerzu in den Schneehaufen
hinunter, auf dem er steht.

Jetzt ohne ich, wonach er pickt. Basse ihn sich sattpicken. Dann
mache ich mich in Reistiefeln bis an die Knie durch den Schnee
wandelnd hinaus.

Wiederum sehe ich Stollen. Aber diesmal senkrecht von Tag
abführend. Ameisenstollen. Aber nicht von der Zierlichkeit, mit der
Ameisenwege sich in die Nadelkuppeln der Waldschlöffer hinein-
schlingeln. Breit gähnen sie. Roh und brutal. Breit gähnen sie mit
der Brutalität eines Grabes, eines Kirchhofmaules.

Und der Totengräber auf diesem Kirchhof mein Grünsprecht.
Er holt alles Leben, was sich in dem weißen Wintergrab begräbt,
herauf Wühlt mit dem langen Schnabelspieß sich allmählich in den
Kirchhof, auf dem er haßt und haßt, hinein. Verschwindet nach und
nach darin. Ganz. Wühlt tief in der Erde, wie ein Bergmann
zulezt im Stollen, nach dem erstarrten Ameisengetriebe.

Denn in die'er tiefen Winterverschneidheit, diesem knatternden
Frost, in dem nachts der See brüllt vor Kälte: wo soll er noch ein
Käferlein unter der Borke finden? Durch sein hämmernd Klopfen
an der Borke läßt sich nichts mehr erschrecken. Laumelt nichts mehr
bestürzt hervor. Die kleinen Körper fühlen nichts mehr. Sind
winterbenommen, fältebenommen in Froststarre von tiefem Eis-
traum des Unbewußtseins umfangen.

Und wollten sie, aufgewacht, die Füße rühren, die sitzen starr
wie Eiszapfen am Körper. Sind in den Gelenken fest, wie ein-
gefrorene Pumpenkolben.

Da wird denn so ein winterhungriger Grünsprecht zum stollen-
ausfressenden Bergmann, zum Totengräber im Schneekirchhof. Zum
Erdhöhlenbewohner, der seinen Freßnapf aus dem Eis herauspackt.

Ameisen, soviel wie Floden fielen, und Schnapsfläschchen, fast
soweit wie Ameisen, schlingt er mit seiner lang vorstehenden Wurm-
zunge hinunter. Die Schnapsfläschchen der Ameisen zugleich, die
Gasttieren, die lebendigen Schantwerkstätten der herauschun-
glüsternden Krabber. Und die Eier der Krabber! Zu Taufenden!

Unermüßlich schießt die Wurmzunge. Der Grünsprecht wird noch
zu einem Nasenungeheuer, einer Fernrohrnase von Ameisenbär.

Nach drei Wochen besteht der große Ameisenhaufen nur noch
aus einem Rondell von fünfzehn tiefen Freßnäpfen. Die traurig
spöttlich von dem erzählen, was winters in Erdhöhlen schläft.

Die Atmosphäre von Westminster.

Von Viktor Schiff.

Die eigenartigen Ueberbleibsel aus den Anfangszeiten des
englischen Parlamentarismus, die im Feuilleton des „Vorwärts“
füßlich geschildert wurden, können noch durch allerlei amüsante
Einzelheiten ergäzt werden. Für den Deutschen und wohl auch für
alle übrigen Völker des Kontinents ist dieses starre Festhalten an
längst überholten Gebräuchen, Gewändern, Formeln und Titeln,
auf das man im gesamt- öffentlichen Leben Englands — nicht nur
im Parlament — immer wieder stößt, oft unverständlich. Es läßt
sich eben nur durch die besondere Charaktereigenschaft des englischen
Volkes erklären, in dem sich eine besonders ausgeprägte An-
passungsfähigkeit zu allen Neuerungen und Fortschritten der Kultur
und der Technik mit einer überaus konservativen Bestimmung, im
Sinne der ehrfurchtsvollen Anhänglichkeit an den von den Vätern
übernommenen Traditionen und Sitten, paart.

Ist die hervorragende Fähigkeit der Engländer, sich die Er-
rungenschaften der Zivilisation anzueignen und sie selbst zu ver-
vollkommen, ohne weiteres mit dem allgemeinen hohen intellek-
tuellen Niveau und dem praktischen Sinn der angelsächsischen Rasse
zu erklären, so dürfte ihre gegenteilige Eigenschaft, nämlich die
raide Treue zum Vergangenen und Beralte'n, auf geographische
Gründe zurückzuführen sein. Bereits in der zweiten Hälfte des
18. Jahrhunderts hat der große französische Philosoph Montesquieu
in einem Werk über England die meisten Erscheinungen des briti-
schen Lebens mit jener banalen Tatsache tiefstark begründet, die
er als ersten Satz seines Buches niederschrieb: „England ist eine
Insel.“

Um aber speziell die Uebernahme der ältesten Traditionen des
parlamentarischen Lebens richtig zu würdigen, um vor allem den
naheliegenden Fehler des überlegenen Spottes zu vermeiden, muß
man die Atmosphäre kennen die die englische Volksoverretung um-
gibt. Als ich früher von jenen Einzelheiten hörte, die hier ge-
schildert wurden, insbesondere von der strengen Untersuchung der
Kellerräume des Parlaments nach versteckten Explosivstoffen an
jedem Jahrestag der Entdeckung der Pulververschöpfung, stand ich,
wie wohl die meisten, diesem mittelalterlichen Klimmverständnis-
ses und höhnisch gegenüber. Seitdem ich jedoch im vergangenen
Dezember den Westminsterpalast besichtigten konnte, ist mir das alles
durchaus plausibel erschienen. Das englische Parlament läßt sich
überhaupt mit keinem Parlament der Welt vergleichen. Auf der
ursprünglichen Geburtsstätte des englischen Parlamentarismus in ge-
treuestem prägotischen Stil erbaut, verbreitet das Westminster-
Palais eine geradezu religiös-historische Atmosphäre. Hier ist der
große kellerartige Saal, in dem der Stuart-König Karl I. vor seinen
Piktoren stand, eine lufte Einlage im steinernen Fußboden zeigt

die genaue Stelle, von wo er seine Schlussrede hielt, ehe er zum Nichts geführt wurde. Und im Sitzungsaal des Unterhauses kogen auf dem langen und breiten Tisch, der die Regierungsbänke von denen der Opposition trennt, die gesammelten Protokolle und Gesetzbücher seit Beginn des 17. Jahrhunderts. Auf diesem heiligen Tisch, wo heute Macdonald seine Füße ausstrecken darf — auch ein eigenartiges traditionelles Vorrecht des Ministerpräsidenten und des Führers der Opposition, daß sie allein ihre Füße auf diesem Tisch ausstrecken dürfen — lagen in früheren Zeiten die Füße Gladstones, der beiden Pitt und Cromwells. Und von diesem selben thronartigen Sessel, wo heute der Präsident, der „Sprecher“ mit der weißen Perücke, so streng amtlich, daß ein einziger Blick von ihm genügen würde, um Koenen oder Remmele a tempo in Marmorstatuen zu verwandeln (der Kommunist Newbold hatte im letzten Unterhaus versucht, den „Sprecher“ durch Kenntnis auf die Probe zu stellen und es ist ihm schlecht bekommen), da stand vor 300 Jahren der „Sprecher“ auf, um gegenüber dem eingebrungenen König Karl I. die verbrieften Rechte des Parlaments und die Immunität der Abgeordneten furchtlos zu schützen.

In einem solchen Rahmen, in einer solchen Atmosphäre, in einem solchen Milieu, auf dem die Wucht von vielen Jahrhunderten einer glorreichen, ehrfurchtgebietenden parlamentarischen Tradition lastet, wird in der Tat manches Unverständliche durchaus erklärlich, und manche veraltete Tracht und Sitte erscheinen fast wert, über alle wechselnden Moden und rasenden Fortschritte hinaus weiter behalten zu werden.

Träfe man heute auf dem Potsdamer Platz Männer und Frauen im Gewande der Hans-Sachs-Zeit, es käme einem grotesk vor. Aber nach stundenlanger, religiöser Wanderung in der Nürnberger Burg, im Albrecht-Dürer-Haus und im Bratwurstgäßlein, wäre man über solchen Anblick erfreut gerührt, vielleicht gar während des Bruchzeits einer kostbaren Sekunde irreführt und in jene Zeiten zurückversetzt.

Die im „Vorwärts“ kürzlich angeführten Beispiele alter Ueberlieferungen des englischen Parlaments will ich nun mit einer amüsanten Einzelheit ergänzen, zu deren Kenntnis ich in zwei ganz getrennten Etappen gelangt bin.

Es war auf dem Hamburger Kongress Ende Mai vorigen Jahres. In einer Kommission sollte eine besonders harte Nuß geknackt werden: es galt, die Annäherung zwischen den tschechischen und deutsch-böhmischen Genossen zu vollbringen, und nacheinander marschieren alle Sünden der alten Habsburg-Monarchie und des neuen tschechischen Staats wieder auf. Es wurde geredet, verhandelt, vermittelt und wieder geredet. Vor allem das letztere. Um 8 Uhr abends hatte die Sitzung begonnen, um 12 Uhr standen sich die beiden Parteien noch immer so nahe wie Neuzeland und Grönland. Für die englischen Herren, die gewöhnt sind, innerhalb von höchstens 25 Minuten die schwierigsten Probleme zu lösen und die schicksalsschweren Entscheidungen zu treffen, gewiß ein ausserordentliches Schauspiel und Vergnügen. Dennoch hatte Genosse Henderson mit Engelsgeduld den Vortritt geführt und allen Ueberlegungen zugehört, aber um fünf Minuten vor 12 Uhr erhob er sich, zog Mantel und Hut an, klopfte mit dem Stock mehrfach auf den Fußboden und rief den anderen anwesenden Engländern zweimal mit Stentorstimme zu: „Who goes home? Who goes home?“ (Wer geht heim?) Hendersons Landsteuere, Tom Shaw und Gillies, schienen sich über diesen Einfall köstlich zu amüsieren. Wir anderen lachten mit, aber ich muß gestehen, etwas war mir an der Sache nicht ganz klar.

Im vorigen Dezember unterließ ich mich nur, im Bureau des Internationalen Sekretariats in London mit dem Genossen Fritz Adler über jene eigenartigen Gebräuche des englischen Parlaments und da erzählte er mir unter anderem, daß bei längeren Nachtstunden, die im Unterhaus häufig vorkommen, kurz vor Mitternacht ein Sergeant der Westminstergarde in voller alter Galaniform den Saal betritt, mit seiner Hellebarde auf den Boden klopf und zweimal ruft: „Who goes home? Who goes home?“

Dieser Brauch stammt aus früherer Jahrhunderten, als die Straßen Londons eng, dunkel und unsicher waren; da sammelten sich die Abgeordneten, die der Debatte überdrüssig waren und heim wollten, bei diesem Ruf am Ausgang und sie wurden unter militärischem Schutze und mit Pechsäckeln und Laternen sicher und gefahrlos nach ihren Wohnungen geleitet. Und so erscheint heute noch, im Zeitalter der unzähligen Bogenlampen, Autos und Policemen der Sergeant und bietet, wenigstens theoretisch, seine guten Dienste mit Stentorstimme und ohne mit den Wimpern zu zuden, an!

Seht erst wurde mit die Episode vom Hamburger Kongress klar. Als wir aber, Genosse Adler und ich, am Abend danach nach Waterloo, einem Vorort Londons, hinausspazieren, um das Schauspiel bei der Verkündung eines Wahlergebnisses zu erleben, da stieg plötzlich aus der Themse ein dichter Nebel und innerhalb von wenigen Minuten konnte man buchstäblich keine zwei Schritte vor sich sehen. Selbst ein Orskundier, der bereitwilligst angeboten hatte, uns zum Rathaus zu führen, fand der richtigen Weg nur mit Mühe. Und da konnte ich die Bemerkung nicht unterdrücken: „Die Geschichte mit dem Sergeant ist gar nicht so dumm. Wieso wöher wäre uns jetzt, wenn so eine Kohorte mit Pechsäckeln und Hellebarde durch Nacht und Nebel uns nach Hause begleiteten würde!“

*) Sprich: Hut gehs hoch.

Tanz.

Von Mary Wigman.

Die Füße.

Sie schreitet über den Boden mit langsamen Schritten, schließt die Augen, fühlt nichts als den leisen Rhythmus des Schreitens.

Längerfüße lieben die Erde. Gebändigten kleinen Tieren gleich schleichen sie mit verhaltener Sprungkraft, mit zurückgebränkter Boshcit. Sie streicheln den Boden, greifen ihn mit den Zehen, drängen sich fest an ihn, flüstern ihm Geheimnis zu. Der Boden antwortet, gibt jeden Druck zurück, breitet sich in ihnen in dumpf liebender Mütterlichkeit. Jeder Schritt ist Liebfosung, Zärtlichkeit.

Manchmal werden die Längerfüße wild; dann toben sie gegen die Mutter in zornigen Rhythmen, tanzen verhaltene Wit in den Boden hinein, drohen Vernichtung. Unverändert unter ihrem Haß atmet Erde tiefe, ruhige Füße. Die wütenden Füße halten ein, erstaunt, verblüht, strecken sich hochmütig in den Gelenken, drehen sich lachend auf den Spigen. Denn sie sind auch leichtsinnig.

Das Drehen.

In der Mitte des Raumes dreht sie sich mit Schritten, die klein, schnell sind, um sich selbst. Schneller werden die Schritte, höher die Streckung auf den Spigen, stärker die Spannung des Körpers. Rasend im Schwung dreht sie sich um den eigenen Mittelpunkt. Plötzlich geschieht das Seltsame: sie hebt sich über den Boden, steht still in der Luft, ruhige Schweben.

Woht weiß sie, daß sie weiter dreht, aber sie fühlt die Bewegung nicht mehr. Gehoben, ganz leicht, schwebt sie, die große Seligkeit tragend. Die schwingende Drehung gab sie an den Tanzraum weiter, es umkreisen die Wände, deutlich wahrnehmbar zuerst, dann mehr und mehr ineinander verschwimmend, unendlich erweitert zur einzigen rasenden Umdrehung.

Ward sie nicht Mittelpunkt der Welt für einen Augenblick, Mittelpunkt des großen Bewegungsgeschehens, Teil der schwingenden Weltkörper alle, Symbol?

Und im nächsten Moment das Bewußtsein, diesen Zustand der Leichte nicht ertragen zu können, sein Glück vernichten zu müssen, zurückzurollen zur Schwere, aus der sie sich erhob, den Schwung zu zerbrechen, die Einheit mit dem Element zu vernichten.

Alles schwankt schon, taumelt ineinander, löst sich in einzelnes. Sie fühlt ihren Körper wieder; Stillstand, Ruhe, Beherrschung, letzte Sehnsucht darin, vorüber die Kommunion mit dem Raum.

Der Sprung.

Sie springt, weil sie fliegen möchte, kämpft im Sprung um Schwere und Leichte, überwindet die eine, um von der anderen überwunden zu werden. Jeder Sprung ist ein Kampf.

Sehnsucht auswärts ins Leichte, Licht; Geß obwärts ins Dunkle, Schwere: sie läßt nicht von der Sehnsucht. Kampf mit der Schwere macht stark, wenn es gilt zu fliegen. Ueberwindung macht Pochen heller, Aimen glücklicher. Sie löst sich vom Boden ab, wirft sich in die Luft, trotzig, ohne Angst; schwebt, steigt für einen kurzen Augenblick zwischen Himmel und Erde.

Rufft du, Erde, Schwere, dunkle? Sie fliegt dir wieder davon, immer wieder, springt in weiten Bögen, spannt die gewölbte Brücke über dich, greift mit entfernten Händen Gebilde der Luft, erfüllt sich mit Kraft.

Der Kreis.

Ihr Körper zeichnet einen Kreis in den Raum, die Füße laufen mit großen, tiefen Schritten seine Linie, treffen im Lauf stets denselben Punkte des Kreises. Sie bann diesen Kreis in diesen Raum, ward von ihm gebannt. Geheime Kraft geht von ihm aus, hält die Füße. Eine zweite Kraft strömt von seiner Mitte aus, zieht den oberen Körper zu sich; von der Mitte regiert, verfolgen die Füße vorgezeichnete Bahn. Lebender Zirkel ist sie, dem Gesetz unterliegend, das sie selbst beschwor.

Wer kann sie erlösen? Sie verlor die Macht über sich. Von fremder Gewalt gelagt, rufen die Füße den quatuor Kreislauf. Es brennt ihr der Kopf; der Körper, ganz Boden unter ihr, wird glühender Kreis. Sie findet den Weg nicht, der nach außen führt.

Da: ein Gedanke, blitzhaft entstanden: die Mitte. Selbst Mitte werden, von dort den selbstgeschaffenen Bahn vernichten. Ausstreckend die Arme, neigt sie den Kopf zur Mitte, wankt. Die Füße lösen sich von der Kreisbahn ab, sie fällt schwer zu Boden, zittert in der Mitte ihres Kreises, der nicht mehr ist.

Der Raum.

In der Mitte des Raumes steht sie, die Augen geschlossen, fühlt, wie die Luft auf ihren Gliedern lastet. Der Arm hebt sich, zaghaft taßend, durchschneidet den unsichtbaren Raumkörper, dringt vorwärts, die Füße folgen: Richtung entstand. Da greift der Raum nach ihr, drängt auf neugeschaffenem Weg rückwärts: Gegenrichtung; ein Spiel, auf und nieder, vor- und rückwärts, Selbstbegegnung, Kampf in dem Raum um den Raum: Tanz. Leise zärtlich und heftig wild.

Erkennen blitzt in ihr auf. Der große unsichtbare, durchsichtige Raum breitet sich formlos wogend, ein Heben des Armes verändert, gefaltet ihn. Ornamente steigen auf, wichtig, groß, tauchen unter; alerte Arabesken tänzen in vorüber, versinken; ein Sprung mitten hinein: Höhe zischt es von zerplahenden Formen; ein schnelles Drehen: die Wände weichen.

Sie senkt die Arme, steht wieder still, schaut den leeren Raum, das Reich des Tänzers.

Annette von Droste-Hülshoff und die drahtlose Telephonie. Die große Dichterin ist allerdings schon 1848 gestorben und konnte deshalb die Freuden des Telephons, das erst 1860 von Philipp Reis entdeckt und Ende der 70er Jahre nach den Verbesserungen durch Graham Bell auch in Europa allgemeynere Verbreitung fand, nicht mehr erleben. Aber einen Vorklang des Telephons hat sie doch schon verspürt, wie aus einer Stelle in einem der Briefe an ihre Freundin Elise Rüdiger hervorgeht. Schon damals gingen allerlei Gerüchte von einer neuen Erfindung, und man schämt sich wirklich schon, um die Herstellung eines elektrischen Telephons bemüht zu haben. Eine verworrene Kunde davon drang auch in das einsame Küchchen bei Münster, wo Annette ihre Tage verlebte, und sehr glücklich dachte sie, wieviel besser sie und ihre ferne Freundin es haben würden, wenn sie nicht mehr diese langen Briefe schreiben müßten, sondern sich auch aus weiter Ferne unterhalten könnten. „Ich las neulich von einer Erfindung,“ schreibt sie am 14. November 1845, „die man noch zu vervollkommen und zum besten der Postitz auszubenten hofft, nämlich, durch eine wenig kostbare Vorrichtung von trahdünnen Röhren unter der Erde den Schall auf große Weegstrecken so fortzupflanzen, daß man z. B. in Minden nur sprechen und ein anderer in Münster nur das Ohr anlegen darf. Ich denke mir, diese Einrichtungen würden dann Regale, und man förmlich auf Billets, nach vorläufiger Bestellung, zu Unterredungen zugelassen. Ach Gott, Dies, was würden wir da manchen halben Gulden toschlagen!“ Statt Röhren in die Erde zu legen, zog man einen Draht durch die Luft, und heute ist auch dieser Draht überflüssig geworden. Ach Gott, Annette, wenn du das erlebt hättest!

Das wohlthätige Bauchreden. Zur Zeit der Restauration war der Bauchredner Nicholson in Paris eine stadtbekanntere Persönlichkeit, der besonders mit der Erfindungsgabe seiner Vorstellung einen nie versagenden Erfolg erzielte. Er trat auf die Bühne und schickte sich an, eine Rede zu halten. Kaum aber hatte er die ersten Worte gesprochen, als er durch Zwischenrufe, die aus den verschiedenen Ecken des Saales erschallten, unterbrochen wurde. Dann erhob sich ein Disput zwischen einem angeblichen Logenbesucher und dem ebenso imaginiären Inhaber eines Parfettloches. Gleichzeitig hörte man in den Korridoren einen mächtigen Lärm, der auf eine Raubgasgerel schließen ließ. Das alles wurde natürlich von dem Bauchredner vorgetäuscht, aber so geschickt, daß man an einen natürlichen Vorgang glaubte. Nicholson hat auch Memoiren hinterlassen, in denen er die Bauchrednererei als eine moralische Institution rühmt, die wahre Wunder zu wirken vermöge. Zum Beweis für seine Behauptung weist er darauf hin, daß es ihm des öfteren gelungen sei, Personen, die von ihrer Leidenschaft beherrscht wurden und im Affekt vom Wege des Rechtes abzutreten geneigt waren, durch sein Dazwischentreten und seine bauchrednerischen Künste zur Vernunft zu bringen. Er erzählt beispielsweise, daß er eines Tages gastliche Aufnahme in einem italienischen Kloster gefunden habe, dessen Nonnen nur zu sehr an den materiellen Freuden des Lebens hingen und sich mehr mit den irdischen Annehmlichkeiten als mit ihrem Seelenheil beschäftigten. So beschloß er denn, als Wächter in Wirtshaus zu treten. Eines Tages hörte man in der Kapelle des Klosters mahrende Worte einer schluchzenden Stimme. Die Nonnen glaubten nicht anders, als die Stimme eines alten Priors zu hören, der vor kurzem im Geruch der Heiligkeit gestorben war und der sein Grab verlassen hatte, um ihnen ins Gewissen zu reden. Nicholson rühmte sich ferner, eine arme Frau vom Tode gerettet zu haben, die Gattin eines Marineoffiziers, die in Verzweiflung über das Verschollensein des Gatten an Selbstmord dachte. Nicholson tröstete die Gattin, indem er die Stimme des Gatten so täuschend nachahmte, daß die Frau wirklich ihren Mann zu hören glaubte, der gekommen war, um sie über sein Schicksal zu beruhigen.

Erdkunde

Vulkane, die Kälte bringen. Die starke Kälte, die in diesem Jahr aller Orten herrscht, scheint mit den Vulkanausbrüchen der letzten Zeit in einem gewissen Zusammenhang zu stehen. Wenigstens behauptet dies der englische Meteorologe George F. Sleggs, der in einem Aufsatz darauf hinweist, daß seit der Vernichtung Pompejis im Jahre 80 n. Chr. große Vulkanausbrüche immer schwere Störungen des Klimas hervorgerufen haben. In zahllosen Fällen hat der Ausbruch eines Vulkans später Kälteperioden zur Folge gehabt, und die moderne Wissenschaft will sogar die Entstehung der Eiszeit mit gewaltigen vulkanischen Erscheinungen in Verbindung bringen. Um zu verstehen, wie Vulkanausbrüche Kälte bringen können, weist der Gelehrte auf einige Tatsachen in den Erscheinungen der Erdatmosphäre hin. Man hat durch die Methode von Registrierballoons die Thermometer tragen, festgestellt, daß in einer Höhe von 10 Kilometer über der Erdoberfläche in der Atmosphäre eine beständige Temperatur herrscht, und daß es in diesen hohen Luftschichten keine Wolken, keine Stürme und keinen Regen gibt. Wolken, Stürme und Regen treten nur in den Luftschichten auf, die unter 10 Kilometer Höhe liegen. Während eines Vulkanausbruchs werden nun gewaltige Staubmassen in die Luft gebracht, die sehr hoch steigen. Der Ausbruch des Tombera 1815, bei dem 50,000 Menschen vornehmlich durch so viel Rauch und Dunst mit sich, daß drei Tage lang in einer Entfernung von 500 Kilometern Dunkelheit herrschte. Die Rauchwolken der Vulkane sind von Zeit zu Zeit gemessen worden, und man fand, daß sie in Höhen bis zu 20 Kilometer emporsteigen. Es muß daher eine große Menge

von Staub durch die Vulkanausbrüche in die höchsten Luftschichten gebracht werden. Da diese Staubpartikel durch keine Wolken aufgenommen und durch keinen Regen weggespült werden, so entsteht eine Art Staubschleier, der die Wirkung des Sonnenlichts auf die Erde stark beeinträchtigt. Die Staubpartikelchen der Vulkane sind so winzig, daß sie bisweilen mehr als ein Jahr brauchen, um in die unteren Luftschichten zu gelangen, wo sie von dem Regen auf die Erde gebracht werden. Der vulkanische Staub verbreitet sich in den hohen Luftschichten in wenigen Monaten über die ganze Erde und bildet so ein Hindernis für das Durchdringen der Sonnenstrahlen, das sich in unserer Temperatur bemerkbar macht. Man hat berechnet, daß die verhältnismäßig geringe Menge von $\frac{1}{1000}$ einer englischen Kubitmeile vulkanischen Staubes, wenn sie rund um die ganze Erde verteilt ist, die Intensität des Sonnenlichtes um 20 Proz. verringert und bei fortgesetzter Einwirkung bereits ein Eiszeitalter hervorrufen könnte. Es ist daher verständlich, daß man die Entstehung der vorgeschichtlichen Eisperioden mit gewaltigen Vulkanausbrüchen in Zusammenhang bringt, und auch die bei uns jetzt herrschende Kälte kann durch die vulkanischen Eruptionen der letzten Zeit hervorgerufen sein.

Naturwissenschaft

Die Schönheitstur der Elefanten. Alljährlich, wenn der Frühling naht, werden die Dichthäuter des Londoner Zoo einer Schönheitstur unterworfen, um ihnen ihren „guten Teint“ zu erhalten. Zu diesem Zwecke verwendet man große Mengen von zerlassenen Rinderfett. Die dicke Haut der Elefanten trocknet nämlich allmählich aus und wird dann mit einer Unmenge kleiner Risse überzogen, die den Tieren unangenehm sind und auch gerade nicht zu einem gefälligen Ansehen beitragen. Da die Haut eines ausgewachsenen Elefanten eine beträchtliche Fläche darstellt, so sind große Mengen dieses flüssigen Fettes nötig, um eine dicke Lage des Schönheitmittels darüber zu breiten. Im Londoner Zoo muß man 700 Quadratzuß Elefantenhaut auf diese Weise bearbeiten. Das Fett wird mit großen Bürsten aufgetragen, und die Elefanten sind zunächst über diese Behandlung gar nicht entzückt. So ist einer der größten Schätze des Londoner Zoos, der afrikanische Zwergelfant, durch diese Schönheitstur sehr unruhig geworden, und man hat zu seiner Beruhigung ein merkwürdiges Mittel angewendet, indem man ihm in Apfelsinen Strichnin verabreichte, und zwar in Dosen, die genügen würden, um mehrere Menschen zu töten. Dem Zwergelfanten aber ist diese Kur sehr gut bekommen. Auch das Rhinoceros muß eingefettet werden, und das ist bei diesem stupiden Dichthäuter sehr viel schwieriger als bei den klugen Elefanten. Sein Rhinoceros hat sich bisher die Schönheitstur ruhig gefallen lassen, und man muß es daher ein wenig ablenken. Dem Rhinoceros werden in seinem Käfig kleine Haufen von Zwieback hingelegt, die es sehr gern frisst. Während das Tier mit dem Verzehren dieser Selbstspeise angelegentlich beschäftigt ist und an den Wänden entlang waddelt, bringt ihm ein Wärter, der sich verborgen hält, von oben her die nötigen Fettmengen auf den Rücken, ohne daß der Dichthäuter recht begreift, was mit ihm vor geht.

Technik

Drahtloser oder Kabelverkehr? Man sollte meinen, die drahtlose Beförderung von Telegrammen müsse bedeutend billiger sein als die Uebermittlung durch Kabel, weil ja die Auslegung der teuren und schwerig zu unterhaltenden Unterseestränge wegfällt. Dieser Vorteil wird aber reichlich aufgewogen durch die gewaltigen Einrichtungen, die als drahtlose Sendeanlagen zur Verfügung stehen müssen. Wie Artur Fürst in seinem kürzlich erschienenen Werk „Das Weltreich der Technik“ ausführt, liegen die Dinge heute folgendermaßen: Man kann als richtig annehmen, daß sich die Anlagekosten eines Ueberseeanals zu den Anlagekosten einer drahtlosen Verbindung, wenn man die Strecke Deutschland—Amerika zugrunde legt, etwa wie 2 zu 1 verhalten, d. h. die drahtlose Verbindung verlangt nur etwa 50 Proz. des zu investierenden Kapitals, das die Kabelverbindung benötigt. Dabei sind bei der drahtlosen Verbindung die jährlichen Aufwendungen etwa doppelt so hoch als bei dem Kabel, so daß die Gesamtkosten für das übermittelte Wort zu fünf Buchstaben bei beiden Verkehrsarten ungefähr gleich sind. Dies würde bedeuten, daß bei gleicher Wörterleistung die drahtlose Telegraphie in keinem Falle billiger arbeiten kann als das Kabel. Nun ist aber bekannt, daß die Höchstleistung eines Tiefseekabels trotz offen technischen Kunstgriffen auf einer Strecke von etwa 6000—7000 Kilometern mit 175 Buchstaben = 35 Wörtern in der Minute erreicht ist. Bei der drahtlosen Telegraphie gibt es eine solche Begrenzung der Höchstleistung nicht. Es ist schon jetzt möglich, bei Schnellbetrieb mit Maschinenendern auf Großstationen 300 Buchstaben = 60 Wörter in der Minute zu senden, und die angestrebte Leistung von 100 Wörtern = 500 Buchstaben ist nur noch eine Frage der Zeit. Da ferner moderne Großstationen mit Hochfrequenzmaschinen-Sendern wie Rauen einen 24stündigen Dauerverkehr bei gleichzeitigem Senden und Empfangen durchzuführen vermögen, so ist es klar, daß in dieser Richtung die Entwicklungsmöglichkeiten des drahtlosen Verkehrs im Konkurrenzkampf mit dem Kabel liegen. Je höher die Wörterleistung, desto geringer kann bei genügend großer Verkehrsfrequenz die Laxe für das einzelne Wort gehalten werden. Die Marconi-Gesellschaft, ebenso die Radio-Corporation of America haben auf ihren eigenen Linien schon jetzt den Satz für drahtlose Wortübermittlung auf etwa zwei Drittel der Wortlaxe für das Kabel festgesetzt. Brieftelegraphen werden dabei zu einem Drittel des Tarifs für gewöhnliche Telegramme übermittelt.